

## Auf ewig zweite Liga

Als Timm Ulrichs endlich müde ist von all dem Abhassen und sich verabschiedet, verkleidet er einen letzten Anfall von Größenwahn als Leutseligkeit: „Mein Galerist! Mein Verleger! Mein Kritiker!“, sagt er, als er ein letztes Mal in die Runde blickt. Wir sind in der Weinbar gelandet, um den Abend doch noch versöhnlich enden zu lassen. Anlässlich seiner neuen Monografie hatte ich, sein Kritiker, vorher in einem Buchladen ein sogenanntes Künstlergespräch geführt. Der 74-Jährige inszeniert sich gerne als hochtourige Ideenmaschine, deren Effizienz und Perfektion von der angeblich so dübsinnigen, intriganten Kunstwelt nicht gesehen wird – weshalb Kollegen, Kuratoren, Kritiker in einem fort beschimpft werden müssen. Auch als direkter Gesprächspartner entgeht man diesem Shitstorm nicht. Er hatte mir schon am Beginn des Gesprächs vorgeworfen, ich habe mich nicht genug vorbereitet. Er hatte dem Magazin, für das ich arbeite, unterstellt, es würde redaktionellen Inhalt verkaufen. Einige Leute aus dem Publikum erzählen nun in der Weinbar, sie hätten erwartet, dass ich mitten im Talk gehe. Aber nicht doch! Denn wenn ich eine Stunde Timm Ulrichs' Verleumdungen aushalte, kann mir kein Interviewpartner mehr etwas anhaben. Als ich den Künstler vor vier Jahren im Kunstverein Hannover kennenlernte, auf der Pressekonferenz zu einer natürlich längst überfälligen Retrospektive in seiner Heimatstadt, dachte ich noch, seine Kanonaden richten sich nur gegen eine bestimmte Generation – meine Generation –, die Ideen klaue, auf einem irre gewordenen Kunstmarkt leichtes Geld verdiene und alles in allem nichts taue. Aber schnell machte der angeblich verkannte Künstler deutlich: „Arschlöcher“ und „Idioten“, das sind mehr oder weniger alle, die nicht Timm Ulrichs heißen. Ich fand diesen Hass ganz erfrischend. Auf den Eröffnungen und Kunstmesse, Vorbesichtigungen und Nachbetrachtungen küsst sich alle immer nur die glühenden Wangen und klopfen sich auf die schmalen Schultern. Und es stimmt schließlich, Ulrichs ist der Igel, der den Jüngeren, den Hasen, wie im Märchen zuruft: „Ick bün al dor!“ Oder eben: „Fuck you!“

Machen hieß bei ihm oft: vormachen. Er stellte sich in den 60er-Jahren selbst als Objekt aus, ließ sich tätowieren, nahm sich früh der Laufschrift und der bildgebenden Verfahren der Endoskopie an und spürte in der Serie Kunst und Leben Pornofotos auf, bei denen hinter der eigentlichen Aktion ein Kunstwerk hängt. Er hat Spielzeug ins Riesenhafte vergrößert, Assemblagen aus Pattex-Tuben gemacht und damit das Werkzeug zum Gegenstand, einem Betonklotz Antenne und Netzanschluss verpasst als Vorwegnahme von Isa Genzken's berühmtem Weltempfänger und Magnetplatten im Kreis so aneinandergelehnt, dass sie sich durch ihre Abstoßungskräfte selbst halten. Land-Art, Body-Art, Collage, konkrete Poesie, Lichtarbeiten – im Bauchladen des selbst ernannten Totalkünstlers ist alles im Angebot. Während eines Gewitters lief er mit einer sehnsuchtsvoll dem Himmel entgegengestreckten Metallantenne über eine Wiese oder schloss sich stundenlang in einem ausgehöhlten Findling ein.

Er hat alles gemacht und alles gegeben. Aber genützt hat es ihm angeblich nicht: Die großen Erfolge mit internationalen Ausstellungen und unglaublichen Preisen am Kunstmarkt feiern Generationsgenossen wie Georg Baselitz oder Gerhard Richter. Ulrichs registriert jede ihrer Bewegungen und vergleicht sie mit seiner eigenen Rezeptionsgeschichte: Er durchforstet Zeitungen, Rankings und Künstlerlisten, hat einen Ausschnittendienst abonniert, der ihm Artikel zuschickt, in denen sein Name steht.

Und er findet bei seinen Recherchen zuverlässig genau das, was er sucht: Die Welt interessiert sich nicht für mich. Doch auch wenn er tatsächlich einem breiten Publikum unbekannt ist, lieben ihn viele jüngere Künstler. Er war auf die Documenta eingeladen, stellt in Museen aus, wird seit einigen Jahren von der hervorragenden Galerie Wentrup vertreten und hat zahlreiche Publikationen in namhaften Verlagen veröffentlicht. Peter Weibel vom Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientheorie nennt ihn einen „der größten und prototypischsten Künstler des 20. Jahrhunderts“.



Doch das reicht ihm nicht. „Das Problem ist ja die zweite oder dritte Liga“, hatte Ulrichs heute Abend gesagt. „Deren Mannschaften treten genau so häufig an wie die der ersten Liga, nur das sie auf matschigen Plätzen spielen und ohne Geld, und ohne Profibonus.“ Er habe 250 Einzelausstellungen gehabt und Beteiligungen in Gruppenausstellungen „in jedem Ort über 30.000 Einwohner. Da ist dann kein Herr Zwirner oder Kaspar König oder sonstwas durchgerauscht.“

So sieht Ulrichs die Welt: Er hat geliefert, jetzt sind die schlechten Autoritäten und Klüngelheinis an der Reihe, mal ganz sachlich zu vergleichen: Gerhard Richter hier, Timm Ulrichs da – wer hat tatsächlich mehr geleistet?

„Ich habe immer gedacht, so machen das Theatergruppen oft oder Rockgruppen. Man macht die Premiere irgendwo auf dem Dorf, in Gronau, da hat Udo Lindenberg angefangen. Und wenn es dann gut läuft, dann geht man in die Großstadt. Aber ich habe viele Proben gehabt in den ganzen kleinen Orten, nur der Transfer in die Großstadt ist dann nie gelungen, nicht die Waldbühne, nicht das Olympiastadion, sondern immer noch der kleine Vorortplatz mit den Behelfstören und dem Matsch, der das Trikot versaut. Wo man das Geld noch mitbringen muss.“

Weshalb steigt Timm Ulrichs nie auf in die Bundesliga? Wenn man ihn selbst fragt, wird man immer wieder hören: Es liege an den Vereinen, den Reportern, den Trainern. „Bullshit, Timm Ulrichs!“ schrieb der große Kurator Harald Szeemann, als der Künstler ihm in einem langen Brief darlegte, warum er unbedingt an der später legendär gewordenen Ausstellung When Attitudes Become Form teilnehmen müsse. Nur diesen Satz: „Bullshit, Timm Ulrichs!“

Doch das Problem liegt vielleicht nicht nur bei den Kuratoren, Kollegen und Kritikern. In dem Buch, das wir heute vorgestellt haben, wird Ulrichs etwa mit Collagen- und Stempelarbeiten vom Beginn der 60er auch als Pionier der seriellen Kunst vorgestellt. Aber bei ihm ist das Serielle kein Statement, keine Notwendigkeit wie kurz darauf etwa bei Peter Roehr, der der Ansicht war, ein Künstler könne im Fließbandzeitalter eben nur so vorgehen. Ulrichs hingegen – und dies ist die Kehrseite seiner Produktivität – besitzt kein Thema, keinen Stil, nichts, das aufeinander aufbaut und sich zu einem Werk verdichtet. Er langweilt sich wahrscheinlich schon, wenn sein Geistesblitz das erste Mal ins Material fährt. Denn als Konzeptkünstler sieht er in den fertigen Arbeiten lediglich Belegexemplare für Ideen.

Aber was, wenn sowohl das Einzelwerk als auch das Gesamtwerk ohne Dringlichkeit ist? Dann bleibt allein der ewige Überbietungsdrang, der sich nicht nur in guter Kunst niederschlägt, sondern eben auch in bösem Hass. „Der Hass hält mich jung“, sagte Ulrichs bei der Buchvorstellung.

Aber der Hass hält die Beschimpften auch auf Abstand. Jetzt, als Timm Ulrichs sich verabschiedet, erscheint es mir, als zwinkere er kurz zu mir rüber, so dass ich den Schriftzug *The End* auf seinem Lid lesen kann – ein Tattoo, das Ulrichs sich 1981 stechen ließ. Ein Ende, endlich!

Doch nachdem er gegangen ist, verabschieden auch wir uns bald. Es ist plötzlich öde ohne ihn.

Timm Ulrichs hat alles für die Kunst gegeben: Er tätowierte seinen Körper, schloss sich stundenlang in einem ausgehöhlten Findling ein, lief bei Gewitter nackt auf Feldern und wird ungefähr 300 Mal am Tag von Geistesblitzen getroffen. Erfolg reich sind aber immer die anderen. Mit 74 Jahren ist der Künstler heute ziemlich verbittert.

Daniel Völzke ist Redakteur bei „Monopol“.